Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 56 (1952-1953)
Heft: 11

Artikel: Der letzte Grossvater. Teil 17
Autor: Diebold, Bernhard
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-667915

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der letzte Großvater

Bernhard Diebold 17

Die Lage im Professorenviertel nahm sich zudem recht günstig aus für wissenschaftliche Aufträge zum Binden ungebundenen Wissens. Auch ist der Umzug auf diese kurze Strecke sehr leicht und billig zu bewältigen. Mit drei oder vier Fuhren auf dem Hämigschen Marktwagen wird der Alte Fritz unter Kollers aufmunternden Grobheiten das ganze Ameublement der Rüeggs ein Stück den Zürichberg hinaufbefördern; nicht zu vergessen den Radioapparat und das Freiluftkanapee aus dem Lagerschuppen. Eine fröhliche «Züglete» in neues Zukunftsland soll's werden. Denn von der Abfindungssumme bleiben nach allen Spesen wohl ein paar hundert Fränkli in bar zurück in der romantischen Kasse des Buchbinders.

Aber so weit war man noch nicht. Noch hoffte nur Herr Rüegg. Noch fürchteten erst die alten Weidmanns.

Der Grossvater kam in letzter Zeit oft tagelang nicht mehr weg vom Rechnen auf der herabgelassenen grünen Schreibplatte des Sekretärs, den er dem architektonischen Projekt Nr. 2 zum Trotz noch immer in seiner Gänze unter den Händen fühlte. Mit dem grossen Zimmermanns-Bleistift malte er immer wieder seine Zahlen auf irgendeinem von der raschen Zeit erledigten Abreissblatt seines Schweizerkalenders, der Tag für Tag einen wunderbaren Schneeberg oder die Jungfraubahn oder das neue Völkerbundspalais oder die prachtvolle Fassade einer Grossbank zeigte; und eine grössere Heimat auftat, die dem alten Weidmann kaum je erreichbar war. Die meisten dieser schönen Bildchen erhielt der Raoul, das Polenkind, das in der jüngsten Sorgenzeit beim Grossvater immer willigere Unterhaltung fand.

Der Kleine durfte ihm beim «Sparen» helfen. Denn angesichts der drohenden Zukunft überkam den Alten eine ökonomische Pedanterie, die selbst die von der Grossmutter von jeher bis zum Geiz geübte peinliche Haushalterei beinahe schon übertraf. Und als Weidmann von der neuen Sparorganisation in Deutschland las, wie durch das Sammeln von alten Lumpen, Zinntuben, Speise- und Metallabfällen gleich Millionen aus dem Kehrichtkübel gezaubert würden, da nickte er zustimmend mit dem alten Kopf, dass das weisse Napoleonsbärtchen auf und nieder wippte. Das soll gar modern sein? O nein, Herrjesisgott, das war nichts anderes als die altbewährte Weidmannsche Methode aus dem Predigergässli oder dem Steinernen Winkel. Denn da im «Reich» geschah's ja nur im Grossen, was ihm zur kargen Solidarität der «guten alten Zeit» zu passen schien mit ihrem Machtwort: «Nichts vergeuden!» Raoul durfte dicke Packschnüre entwirren und neu zusammenknüpfen; er musste alte Zeitungen zu Bündeln zusammenhäufen und Flaschen sortieren, zur Abgabe an den Lumpenmann, der zu des Kindes Verwunderung seinen Kaufbetrag zum Teil in kupfernen Rappenstücken zahlte. Aber «wer den Batzen nicht ehrt, ist des Frankens nicht wert», lehrte der Grossvater das über alles fragende Polenkind.

Als Dank für seine Arbeit durfte es mit ihm viel öfter als früher in Hämigs Gemüseparadies hinüber, womöglich wenn der tolpatschige Gärtner gerade auf Kundschaft war und einen Privatgarten in Ordnung brachte; und wenn seine rothaarige Schwester Elsi an ihrem kleinen Stand am Pfauen sass, um mürrischen Gesichts die Sträusschen und Schnittblumen zu verkaufen. Dann, wenn drüben alles still war, trieb es den Grossvater seit dem kritischen Besuch des Unternehmers Stämpfli besonders heftig in seine alte grüne Herrlichkeit hinein, wo er einst Herr war; und deren Nachbarschaft er vielleicht allzubald für immer missen musste. Da war denn Raoul sein ständiger Begleiter und Bewunderer. Dem alten Weidmann war's ein Trost. Denn viel Wehmut lag für ihn über diesem Stück Erde.

Der Grossvater nahm den Kleinen jeweilen an der Hand, führte ihn durch das Holzgatter in das Gemüsereich; beschwichtigte das freudige Ungestüm der beiden Hunde, die an ihm emporzuspringen suchten und dabei dem Raoul mit dem Schwanz ins Gesicht wedelten, um ihn hernach zu seiner Angst mit gierigem Interesse zu beschnuppern, als

witterten sie einen besonders seltenen ausländischen Braten. Dann zog ihn der Alte durch die schmalen Pfade zwischen den Beeten mit spätem silbergrauem Blumenkohl, da wo nach der Gemeindestrasse hin der tiefgründigste frisch gedüngte Gartenboden lag. Salat und Kohlrabi säumten die Beete ein als Randpflanzung wie Bilderrahmen aus einem satteren Grün. Der Knabe fragte erstmals nach den Pappescheiben, mit denen die Kohlfliegen abgewehrt wurden; und der Grossvater erklärte ihm, das seien ihre Sonnenschirme. Raoul durfte sich nützlich machen, indem man ihn die Kohlweisslingseier absammeln liess. Das war noch im August ... Jetzt im Oktoberanfang fand er die Obstbäume besonders interessant wegen der Klebgürtel mit dem Raupenleim gegen die Frostspannerweibchen. «Da gehen sie in die Falle, die Bestien», sagte der Grossvater so ernst als wäre er ein Löwenjäger. Ach, das war lustig für das Stadtkind Raoul, so neu, so bunt und mannigfaltig. Sogar noch im Herbst. Der Wirsing kokettierte mit seinen Blätterlocken; der neue Spinat spross auf in grüner Jugend; und der Rotkohl schaute ganz ernst wie ein Mönch. Gegen die rote Mauer der Fabrik hin war der Boden leicht und nicht mehr frisch gedüngt. Hier trauerten die letzten Stangenbohnen mit gelbverwelkten Blättern. In einer anderen Ecke gründeten Rüben. Es schob sich der meergrüne Lauch in fleischigen Röhren aus der Erde; und kräftig roch es hier nach Jauche, die bei den häufigen Uebergüssen sich in den Rillen um die Pflanzen sammelte. Dann rümpfte das Polenkind sein feines Näschen und zog den Grossvater zu den Erdbeerbeeten hin, wo aber zu Raouls Enttäuschung im Herbst nichts Essbares mehr lockte — und wo man sich übrigens auch im Juli unter Herrn Hämigs strengem Auge nicht eine einzige Beere pflücken durfte. Das war sehr schade. Und Raoul verwunderte sich sehr, dass sich der Grossvater nach diesem bösen Hämig richtete.

Hinten im östlichen Teil des Gartens nach der Minervastrasse hin wuchsen die Küchenkräuter, die Gurken und die Kartoffelsträucher. Und wenn der Knabe nach den grünen Knollen griff und fragte, ob man aus denen «Pomfrit» mache? so verstand der Grossvater das von Raouls internationaler Mama gebrauchte Wort «Pommes frites» durchaus nicht; und berichtigte nur den Irrtum, dass die grüne Frucht ja gar nicht die eigentliche Kartoffel sei. Nein, hier esse man die Wurzeln, wie bei den Rüben. Bei andern Pflanzen wiederum verzehre man nur die Stengel wie beim Rhabarber. Bei andern endlich nur die Blätter wie beim Spinat. Der liebe Gott habe es sonderbar eingerichtet, dass nicht bei jedem Ding nur die Frucht oder gar die schöne Blüte zähle. Und gerade die leuchtendsten Blütenträger seien oft wenig nützlich, denn man könne sie nicht essen. Aber schön seien sie halt deswegen doch! Und er warf mit den blauen Traumaugen einen kurzen Blick auf das Farbenspiel der roten, gelben und bronzenen Dahlienstöcke, der alten Sommerastern und der blau-wässrig ersterbenden Gladiolen, die bei der Mauer mit dem Spalierobst um die Fenster der Treibkästen herumparadierten — unnütz und schön.

Der Raoul fand einen solchen Lehrspaziergang wunderbar und märchenhaft. Er streichelte mit seinen Fingerchen die Blumen und sagte: die roten seien immer die schönsten. Mit Ausnahme allerdings der drei hohen Sonnenblumen: «weil sie gross sind und so klug, dass sie immer auf die Sonne aufpassen.» Die also seien sogar noch schöner als die roten. So rühmte sie der kleine Raoul, trotzdem zu dieser Herbstzeit ihre Strahlenfransen schon vergilbt und ihre Körner von den Vögeln halb ausgefressen waren, so dass sie ihre schweren schwarzbraunen Häupter wie zum Sterben senkten.

Es lag auch viel Vergänglichkeit in der Oktoberluft und auf der Erde. Vom Morgennebel hafteten feuchte Niederschläge an den Pflanzen. Die Blätter der Tomaten trugen braune Flecken und drehten sich gekraust nach innen. Ja, und die kränkliche Ulme da hinten am Hang machte es wohl überhaupt nicht mehr lang. Ihre Rute wurde immer magerer und die gezackten Herzblätter verkrampften sich wie in Todeswehen. Der Wind wehte ihr zu offen in die Krone, und die Wurzeln hatten nicht mehr Kraft genug, sich durch das Erdreich durchzustossen. «Das Bäumchen da muss sterben», sagte der Grossvater mit tiefem Ernst.

Der Raoul fragte ganz traurig: «Ja warum?» Doch als er keine Antwort bekam, war er gleich wieder fröhlich und drückte die knochige Hand des Alten fester.

Trotz seiner grossen Wehmut fand es der Grossvater beim Wandelgang auf seinem einstigen Besitz doch schön und trostreich, von dem Polenkind immer noch als der Herr und beste Kenner seines Gartens geachtet zu werden. Und als einmal der Hämig mit seiner Knollennase und den sturen Augen, an einem Beet herumackernd, ein Wort herüberwarf — sei's über das schöne Wetter oder das Ungeziefer, was bei ihm den gleichen dumpfen Tonfall ergab — da fragte Raoul: «Ist das denn

nicht dein Diener?» Worauf der alte Weidmann nur leise den Kopf schüttelte, und ohne auf die sozialen Unterschiede von Herr und Knecht sich weiter einzulassen, einfach bemerkte: «Das ist nur der Herr Hämig.» Er sagte «nur». Er hielt nicht viel von seinem Nachfolger ...

Hin und wieder wandelte er auch ganz allein in Hämigs Gelände herum. Am liebsten am Sonntagmorgen, wenn von den Stündlern an der Minervastrasse Harmonium und Choralgesang friedlich herübertönten. Und hatte er früher, aus innerer Verstimmung über den Verkauf der Gärtnerei und aus persönlicher Abneigung gegen den blöden Hämig, keinen Spaten mehr angerührt, so trieb es ihn nun, sein altes Stück Erde immer wieder zu berühren. Er stocherte mit dem Stock da oder dort im Boden herum, schob tote Herbstblätter zum Rand der Wege, riss irgendein Unkraut aus, rückte einen verschobenen Triebkasten über den späten Blumen zurecht, oder entfernte einen gefrässigen Käfer. Oft war's, als streichelte er mit dem Stock den Boden. Wie eine Liebkosung sah es aus; wie ein zärtliches und wehmütiges Abschiednehmen.

Aber der Millionär Stämpfli schien noch nicht entschieden. Kaum ein Wort kam aus seinem verkniffenen Altjunggesellengesicht, als die Kommission acht Tage später wieder kam. Von den beweglichen Architekten und Vuillemin senior dutzendmal um seine Meinung befragt, knurrte der Geldmann immer wieder nur: «Mer mues halt immer wieder rächne. Und zum rächne mues mer luege.» So lugte und rechnete sein altes hartes Auge an den Mauern herum; und die Bäume hinauf; und in Hämigs Beete hinein. Ja er schien sogar die alten Ziegel auf den Dächern einzeln nachzuzählen.

Und alle, die da standen, schauten gespannt den Blicken des Zwerges nach; und rechneten mit; jeder auf andere Weise. Aber alle bezeugten vor dem Kobold ihre tiefste Ehrfurcht und Ergebenheit, mit «Herr Stämpfli» hinten und «Herr Stämpfli» vorne.

Dem Grossvater Weidmann aber kam der Hochgeehrte, der ihm den Sekretär durchsägen wollte, geradezu wie der leibhaftige Teufel vor, als er mit kleinen Schritten und mit dem Stocke auf dem Gassenpflaster klappernd bald zu den Hämig-Beeten hinauf, bald zu Rüeggs Gemäuer hinunterstapfte. Selbst seine Schritte schienen zu zählen und zu rechnen. Erbarmungslos verwandelten sich Haus und Hof und Baum und Menschenschicksal in diesem Hirn zu Schweizerfranken. Aber wenn auch Grossvater Weidmann in ihm den Bösen fürchtete und hasste, so sagte er doch recht demütig und mit falscher Freundlichkeit: «Adiö Herr Stämpfli», als der Millionär das Anwesen verliess und in den Zeltweg hinaustrat. Doch etwa nicht, um dort in sein Auto zu steigen oder auf ein Tram zu warten. Der Millionär wohnte zwar weit unten im Industrie-Quartier in einem seiner Häuser. Aber er sparte sowohl Auto als Strassenbahn, und lief auf seinen Zwergbeinen lieber eine Stunde. Er rauchte auch schon lange keine Stümpen mehr. Wie wäre er sonst reich geworden? Ja, da liegt's.

Auf der Lokomotive

Arnold, der Lokomotivführer, vermied fast jeden Umgang mit den Kollegen von der Eisenbahn. Nur zu den Versammlungen seines Fachverbandes fand er sich wie von jeher pünktlich ein, hörte aufmerksam zu, und äusserte sich trotz seines privaten Temperamentes nie in polemischer Tonart. In der Kantine aber sass er jeweils allein, am liebsten dicht neben der Kasse, wo vor lauter Bestellbetrieb ein längeres Gespräch kaum möglich war. Argwöhnisch fürchtete er aus jedem Lächeln einen Hohn auf seines Sohnes Heirat mit der Gräfin. Natürlich wussten's alle. Aber nur ein seit Jahren ihm befreundeter Monteur hatte ihm einmal im Depot zu dem Familienereignis seinen Glückwunsch ausgesprochen, so wie man's eben tut; ohne zu viel Getue; ja vielleicht mit etwas gar zu wenig Aufwand an Rede. Denn er fragte nicht einmal nach dem Ausserordentlichen, das vor der Tatsache einer gräflichen Braut im Kanton Zürich wahrlich des Fragens würdig wäre. Aber diese Diskretion des Mannes schien gerade die Fragwürdigkeit der Sache zu beweisen. Die anderen Eisenbähnler schwiegen überhaupt. Keinem fiel es gar ein zu spotten. Man sah es dem Kollegen Weidmann deutlich an, dass ihm etwas das Herz zerfrass. Wozu also Spott? Arnold hatte seine Eisenbähnler als Kameraden unterschätzt. Ja, wenn er sich stolz und überheblich der Grafenheirat gerühmt hätte, dann wäre reichlich fürs nötige Gelächter gesorgt worden. So aber empfanden sie nur eine verschämte innere Abwehr vor dieser in ihrem Lebenskreis höchst unsoliden, bürgerfeindlichen und weiss Gott unschweizerischen Affäre.

Arnold fühlte die Stille um sich her; spürte die Schonung. Dumpf schwelte der Zorn in ihm. Die Tröstungen seiner Anna beruhigten nur im Zu-

sammensein mit ihr. Kaum hatte er jeweils ihr Haus verlassen, so tobte es wieder im Gehirn gegen das Ungehörige und Regellose. Und es blieb seinem schlichten Kopf dabei vollkommen unbewusst, dass sich ein guter Teil seiner Empörung gegen ihn selber richtete: gegen seine eigene späte Liebschaft — die ihm trotz ihrer Heimlichkeit im allertiefsten Innern des Weidmannschen Gewissens ja selber liederlich und ungehörig schien. Doch warf er eigensinnig seinen ganzen Schmerz nur auf die öffentliche Schande Ottos. Was war da nur zu tun? Er hatte auf eine Lösung gewartet, wie sie das Schicksal oft von selber vornimmt, namentlich bei solchen, die, weich und neutral in ihrer Seele, dem Schicksal listig auszuweichen suchen. So einer aber war er nicht. Ihm half kein Gott. Ihm half keine Lotterie. Ihm war's halt aufgegeben, mit seinem eigenen Willen das Schicksal zu gestalten. Als der Termin der Trauung in die Nähe rückte, da schoss ihm oft das Blut ganz sinnlos in den Kopf, dass er fast zu zerspringen glaubte; da drängte es ihn manchmal mit fast teuflischer Gewalt, den Jungen aufzusuchen und mit den Fäusten zu zerschlagen. Er schletzte knallend die Türen zu; und bei einem seiner seltenen Besuche im Steinernen Winkel schmetterte er einmal ganz grundlos einen Stuhl mit einem Fusstritt in die Ecke, nur weil er ihm «im Wege stand», wie er der räsonierenden Grossmutter erklärte. Aber diese wusste ganz genau, dass ihm etwas ganz anderes als ein Stuhl den Seelenweg verbaute. Uebermorgen war Ottos Trauung. «Uebermorgen!» dachten sie alle an diesem Abend im Steinernen Winkel.

Musste es wirklich sein? Mit Pfarrer Hotzens geistlicher Hilfe war es nichts gewesen. Da konnte nur der Herrgottt selber helfen. Aber liesse sich nicht noch ein Werkzeug finden, dessen sich Gott bedienen würde? Vielleicht war der Kriminalwachtmeister Streuli doch so ein Instrument für den Lieben Gott der kleinen Leute. Grossmutter tuschelte an Arnolds Ohr herum. Ihr alter Gottlieb sollte es nicht hören, was sie raunte. Mit grosser List des Herzens vermied sie in diesem Augenblick, den Arnold auch nur einen Hauch des Vorwurfs wegen der «Mätresse» spüren zu lassen. Davon war später immer noch zu reden; das war ja vorerst nur die heimliche Schande, die vor den Leuten noch nicht drängte. Aber der Otto stand ganz öffentlich am Pranger. Also soll Arnold sich beim Streuli nach der «unbekannten» Gräfin erkundigen. Oder er mag auf irgendeine Weise ihren Aufenthalt ausfindig machen und sie durch Drohungen zum Schweizerland hinausbefördern. Oder er soll, wenn's gar nicht anders geht, sein Söhnchen einmal persönlich in der Werkstatt stellen und ganz gehörig anrempeln. Das letztere lehnte Arnold mit wilder Geste sofort ab: das sei der Lümmel gar nicht wert, dass ihm sein Vater nachrenne. Aber das sagte er nur so; tatsächlich schämte er sich vor ihm. Doch zum Streuli wolle er gehen. Ja, das wolle er.

Im Laufe des nächsten Tages ging er tatsächlich auf die Fremdenpolizei. Den Streuli mit seinem breiten Hut und Hirschhornstock bekam er allerdings nicht zu sehen. Aber von der Gräfin sagte man ihm: die betreffende Person sei weder abgemeldet noch neu angemeldet worden. Doch möge er sich einmal nach ihren Angaben auf dem Standesamt erkundigen. Arnold ging ins Stadthaus; schloss beinahe die Augen, als er an den Schaukästen mit den Aufgeboten am Eingang vorbeilief. Er erfuhr aber nur, dass die Bestmann, geschiedene Lobeck, «wohnhaft in Berlin» sei. Vor dieser Aussichtslosigkeit nahm sich jetzt Arnold vor, zum Trotz seiner Scham sich doch in Ottos Gravieranstalt hinein zu wagen und, womöglich unter Vermeidung eines persönlichen Treffens, durch das Chefbüro oder durch den Wolfer die jetzige Wohnung seines Sohnes zu erfahren; und dann von dort aus mit polizeilicher Hilfe auch das Domizil der lästigen Ausländerin zu eruieren, die allzubald nun eine noch lästigere Inländerin zu werden drohte.

Dieser Gang in Ottos Werkstatt fand aber nicht statt. Eine ausserordentliche Dienstfahrt für die journalistische Begutachtung eines neuen Leichtschnellzuges beschlagnahmte Arnolds Ueberzeit am nächsten Tage bis in die Nacht. Und so sehr er diesen Extradienst verfluchte als die Verhinderung einer allerwichtigsten Schicksals-Aktion, so war er doch im Innern froh, dass er sich diese Pein und Scham ersparen durfte. Auch vermied er eine Nachricht an die Grossmutter, dass s i e statt seiner nun eben selber den Gang in letzter Stunde besorgen möge. Sein dumpfes Gewissen bestritt ihm innerlich das Recht des Vaters. Im Rausch schrie er einmal vor seiner Freundin Anna: «I schlanen z'Tod!» Im Grunde meinte er schon wieder sich selber. Ja, es war schon so: er gehörte zur ratlosen Generation der vom Weltkriegschaos nur äusserlich Verschonten, der vom Zwang der Wandlung Uebersprungenen, die an ein sicheres Recht vor Gott, Ehr' und Gewissen nicht mehr glauben konnten.

(Fortsetzung folgt)